Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

43 (20.2.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, 20. Februar

Unterhaltungs-Beilage
des „Volksfreund“

Nummer 43 — 1915

Sturmgesellen des Meeres.

Von Richard Woldt.

Auf anstrengenden Uebungsfahrten hat in Friedenszeiten die Besatzung der deutschen Unterseeboote lernen müssen, die neue Kriegsmaschine zu dirigieren und anzuwenden. Und nun soll es gegen Englands Handelsflotte gehen. England, der stolze Seestaat, das Vaterland der Dreadnoughts, soll im Guerillakrieg die Macht der deutschen Unterseeboote weiter zu spüren bekommen.

[illegible] das Unterseeboot ein häßliches Fahrzeug. Das Linienschiff mit seinem hohen Aufbau, seinen Geschütztürmen, seinen Kommandoständen macht einen majestätischen Eindruck. Finster und unheimlich aber wirkt auf uns eine Flottille von Unterseebooten. Einem Rudel Kettenhunde vergleichbar, die nur auf den Pfiff warten, um in wilder Jagd sich dann auf den Feind loszustürzen, ihn zu verfolgen und ihn mitleidslos niederzureißen.

Als Ausgleich der unscheinbaren äußeren Form hat der Kriegstechniker dem Unterseeboot um so mehr an Inhalt gegeben. Konzentrierte Kräfte von gewaltiger Zerstörungsenergie sind in dem Leib des Fahrzeuges geborgen, und wunderbar feinnervige Apparate setzen automatisch und betriebszuverlässig die ganze Kriegsmaschinerie in Bewegung.

Unsichtbar kämpft das Unterseeboot. Auch darin ist es ein Kind der modernsten Kriegstechnik: das Wechselspiel von Angriff und Verteidigung hat sich heute auf allen Gebieten so gesteigert, daß der Angriff nur ungesehen geführt werden kann. Wie Infanterie und Artillerie aus möglichst gedeckten Stellungen ihre Geschosse abfeuern, so verbirgt sich auch das Unterseeboot, wenn es zum Angriff übergeht. Es sinkt ins Wasser, und auf diesen Endzweck der Unterwasserfahrt sind die Einrichtungen zum Tauchen, die Maschinen zur Fortbewegung, die Apparate zur Orientierung ausgebildet worden.

Eine Flottille Unterseeboote steht fahrtbereit. Die Petroleummotore sind angelassen. Die Ueberwasserfahrt beginnt. Das ist eine wilde Jagd. Denn die Boote sind verhältnismäßig klein, nur im Durchschnitt 60 Meter lang. Das Fahrzeug wird unsanft von den Wellen hin- und hergeworfen. Aber stärker wie die Wellen ist die Kraft der Maschinen, und bald wird es ratsam, daß die Angreifer von der Wasseroberfläche verschwinden. Das Boot taucht. Der Schornstein wird heruntergeklappt, die Oeffnungen werden verschraubt, die Schanzkleidungen auf dem Turm werden abgeschlagen. Der Kommandant verschwindet als letzter in die Tiefe. Die Petroleummotoren mit ihrem Geknatter und ihrem Rauch sind abgestellt, der stille Elektromotor, durch Akkumulatoren gespeist, treibt das Boot vorwärts.

Die zwei Dutzend Menschen der Besatzung, die, im Leib des Kriegsfahrzeuges eingeschlossen, ihre Vernichtungsfahrt fortsetzen, sind erstarrt. Alle anderen Gedanken und Empfindungen werden plötzlich ausgeschaltet, die Nerven und Sinne sind nur auf die Ausübung der Funktionen eingestellt, die der arbeitsteilig wunderbare Organismus der Kriegsmaschine bis zum letzten Matrosen erfordert.

Der Kommandant steht auf seinem Periskop, dem Sehrohr, das als schmaler Stecken im Meer hinaufragt. Durch seine Linsen und Spiegel ist in diesem Instrument der Horizont sichtbar, ohne daß der Angriffer selbst gesehen werden kann. Die richtige Entfernung, die richtige Stellung für den Abschuß ist durch das Sehrohr zu erfassen.

Im Maschinenraum zusammengeduckt beobachten, pflegen und regulieren die Maschinisten die gefesselten Titanenkräfte ihrer Maschinen. Hier unten wird das ausgeführt, was der Wille des Kommandanten durch Signalapparate übermittelt. An Klinken, Ventilen und Handrädern setzt sich jeder Befehl für die Aenderung von Fahrtrichtung und Fahrtgeschwindigkeit sofort in die Tat um.

Ebenso im Torpedoraum. Die Geschosse, die Torpedos, die wieder mit ihren Antriebmaschinen und Regulierapparaten Kunstwerke für sich sind, liegen zum verheerenden Abschuß bereit. Die Schußrichtung ist angegeben, der Befehl zum Abschuß wird erwartet. Auf der Scheibe eines Torpedosignalgebers muß das Kommando erscheinen. Plötzlich ein Klingelzeichen, und der Zeiger des Apparates rückt auf „Füllt!“. Das ist die Orientierung des Kommandanten, ob die Torpedomannschaft schußbereit ist. Es wird zurücktelegraphiert: „Ist gefüllt!“ Der Kommandant läßt den Zeiger des Empfängers auf „Fertig!“ springen. Von unten wird nach dem Geber geantwortet: „Ist fertig!“ und dann folgt das Kommando „Los!“ Das Rohr öffnet sich, ein paar eingeübte Bewegungen der Geschützmannschaften, ein Rauschen, und der Torpedohai wühlt sich heimtückisch an das feindliche Schiff heran.

Hat er getroffen? Die Spannung innerhalb der Besatzung bleibt. Jetzt gilt es, sich zu retten. Der Feind sucht den Angreifer aufzuspüren, sucht ihn zu verfolgen. Gegen feindliche Kreuzer und Torpedobootszerstörer ist das Unterseeboot über Wasser ein schwacher Kämpfer. Der Abschuß des Torpedos war der Zweck des Angriffs; nun aber ist schleunige Flucht geboten. Das Unterseeboot fährt unter Wasser zurück, und erst in gesicherter Entfernung kommt es wieder an die Oberfläche.

So hat die deutsche Marine im Unterseekampf englischen Kreuzern und Großkampfschiffen schon manchen vernichtenden Torpedoschuß geliefert. Ein englisches Handelsschiff, das auf hoher See sich einem plötzlich auftauchenden Unterseeboot gegenübersieht, ist vollständig wehrlos diesem Gegner gegenüber, und deshalb ist es erklärlich, daß der Kampf der deutschen Marine gegen die englische Handlsflotte in England selbst die Kriegsstimmung und Siegeszuversicht nicht besonders hebt. Unglaublich klingt die Mitteilung in der Presse von dem Geheimbefehl der englischen Admiralität, die englische Handelsflagge zu verstecken und mit falschen Farben zu fahren. Der englische Schiffer soll sich nicht als Brite zu erkennen geben. Bestätigt sich tatsächlich diese Mitteilung als unanfechtbar, dann wäre das eine etwas eigenartige Illustration zu dem Ausspruch Churchills vor einigen Tagen, daß noch niemals wie in diesem Kriege England alle Teile der Welt beherrscht habe. . . .

Aus Feldpostbriefen.

Drei Arten Soldaten.

Die „Leipziger Volkszeitung“ veröffentlicht einen Soldatenbrief, dem folgende Absätze entnommen sind:

„Manche Schlacht habe ich mitgemacht, so manchen lieben Kameraden begraben, weit hinein nach Frankreich führte uns der Siegesgott; unter dem Feuer der schweren Festungsartillerie machten wir Halt. Unsere oberste Heeresleitung hatte anderes mit uns vor. Wir machten kehrt, und nun gings in einem Gewaltmarsch von 18 Stunden zurück, den ich zeitlebens nicht vergessen werde. Brennende Dörfer und Städte leuchteten uns in der Nacht, Anblicke wurden uns beschert, für die ein Großstädter das teuerste Eintrittsgeld bezahlen würde. Zum Beispiel das brennende St. Dié, eine schon bedeutende Stadt, vergißt keiner, der es geschaut — unmöglich können Sie sich das vorstellen mit allem seinem Drum und Dran. Fluchende, schimpfende, aber auch weinende und klagende Menschen, dazwischen frei umherlaufendes Vieh aller Gattung, friedlich grasend, tobsüchtig umherrammelnd oder gar durch die Hitze zur Brunst aufgestachelt.

Schlachtenbilder will ich hier nicht malen, dieser Bericht sollte mehr der Psyche des Soldaten gelten. In den Tageszeitungen sind ja von berufeneren Federn solche Beschreibungen gegeben worden; jedenfalls aber keine in dieser Art. Interessant ist das Verhalten und Benehmen der Soldaten im ersten Feuer zu beobachten. Instinktmäßig ruckt man beim Vorbeiziehen des Geschosses mit dem Kopfe beiseite, trotzdem es ja längst vorbei ist. Die einen krauchen ängstlich einen Schritt zurück, sich dadurch der Möglichkeit des sicheren Schießens beraubend, die andern knallen wie toll darauf los, mit rotem Kopfe liegen sie da, sie möchten gern ganz hin zum Feinde, für sie geht das Gefecht zu langsam vorwärts, im Gegensatz zu den ersteren blassen, mit ihrem starken Herzklopfen. Die dritte Gattung sind die besten Soldaten. Kühl und ruhig, sicher zielend und jeden Vorteil für sich erspähend, wenn es sein muß auch einmal ein paar Schritte zurückgehend, helfen sie die Schlacht gewinnen, sie geben den entscheidenden Ausschlag. Es war die höchste Zeit, daß wir endlich zurückgenommen wurden, die Vogesenkämpfe waren gar zu anstrengend gewesen. Auch wir fanden hier Ruhe und Erholung — und bessere Verpflegung. Wie oft haben wir mit Heißhunger das Brot der gefallenen Franzosen verzehrt, uns förmlich um die paar Brocken balgend. Daß wir die riesigen Strapazen in den Vogesen aushalten konnten, haben wir nur dem schönen, klaren und vor allen Dingen reichlichen Wasser zu verdanken.

Ich schreibe diese Epistel im Unterstand, einer Erdhöhle, auf Vorposten und muß jetzt aufhören damit. Meine Pause ist um, jetzt gehts wieder hinaus in den Regen, als äußerster Posten. Jetzt gilts aufzupassen; Gehör und Gesicht ist anzustrengen; denn unser „Nachbar“ ist schlau und verwegen; er benutzt zu seinen Versuchen die Nacht besonders gern. Auch die Kameraden werden ungeduldig, ob meines langen Schreibens, sie wollen „Doppelkopf“ spielen, und dazu brauchen sie vor allen Dingen den einzigen Tisch im Unterstand. Man kann es ihnen auch nicht verdenken, es ist die einzige Zerstreuung, die sie haben und die sie munter hält. Der Unglückliche, der verspielt, kann sich morgen kein Fett zur Bemme kaufen, denn das liebe Geld ist hier sehr knapp, und die 5,30 Mk. Löhnung müssen nach Hause gesandt werden, denn der Hauswirt will Miete haben von den Lieben daheim.“

Kleine Nachrichten.

Die Baumopfer des Krieges. Ein melancholisches Stimmungsbild über den vernichteten Waldschmuck der Umgegend von Paris gibt das „Journal des Débats“: „Nun dürfen wir wieder in das „Bois“, und die Pariser nehmen ihre altgewohnten Spaziergänge von neuem auf. Aber ach! Was sie zuerst sehen, das sind die leeren Plätze, wo früher Bäume waren, die nun dem Kriege zum Opfer gefallen sind. Keine reizenden Baumgruppen mehr, deren anmutige Silhouette gegen den Himmel stand, sondern der kahle, leere Boden, und wo meine Lieblingsplatanen standen, ist ein Loch in der Landschaft. Man tröstet uns, indem man uns sagt, man werde große, schöne Bäume auf Wagen hierher bringen und in der Erde verpflanzen, so daß wir den Unterschied kaum merken werden. Man ersetzt Bäume wie Zähne, aber es ist nicht das Richtige. Als all diese schönen Bäume fallen mußten im vorigen Herbst, da man die Belagerung von Paris schon in drohender Nähe sah, hatte man Eile. Axt und Säge arbeiteten zu langsam. Da wurde einfach ein Loch in den Baum gebohrt, eine Dynamitpatrone hineingesteckt und — hast du nicht gesehen — flog der Waldgott, der hier so lange friedlich gehaust, in die Luft. Heilige Bäume, ihr Kinder der Erde, zu denen der antike Mensch betete, was kümmert sich der Krieg um euch und euren stillen Frieden! Diese Bäume, die sich im grünen Kranz um die Festungen ziehen, erzählen auch eine Kriegsgeschichte, die ja überhaupt dem Antlitz eines Landes so hart eingeprägt ist. Es gab im Norden noch kleine befestigte Städte seit Vauban her, die kein Feind seitdem bedroht hatte. Die Festungswälle waren im Laufe der Jahrhunderte zu einem einzigen schönen Park geworden, in dem die Militärmusik am Sonntag spielte. Die Sonne lag in dem grünen Laub und die Kinder spielten unter den alten Linden ihre alten Spiele. Zwischen den Zweigen leuchtete das Rasengrün der Wälle und die moosige Decke auf den Mauern. Die weiche warme Hand des Friedens hatte ihr freundliches Kleid über diese Werke des Krieges gebreitet. Diese Idyllik der alten Festungswälle im Norden Frankreichs ist nun dahin. Der Krieg hat die alten Bäume vernichtet, so wie er es mit ihnen im Bois tat. Man konnte früher an dem Fehlen dieses Baumschmuckes auf den Festungswällen der Städte den Marsch der deutschen Armeen 1870 feststellen. Nun sind sie alle, die kleinen Festungen, traurig, gleich und einförmig geworden. Der ganze Norden Frankreichs hat in diesem Kriege seinen Schmuck von alten Bäumen verloren. Rauh und kahl ragen die Mauern auf, und auf lange hin wird sie dahin sein, die Poesie dieser Festungswälle im Baumschatten und Rasengrün, da die Kinder im Sonnenschein spielten und die Bürger bei heller Militärmusik behaglich auf und ab promenierten. . . .“

Der heilige Crispin beim Landsturm. „St. Crispin machte den Armen Schuh' — und stahl selbst das Leder dazu.“ So wird berichtet; es heißt freilich auch, das Wort stahl solle heißen: stalt = neuhochdeutsch: stellt. Das heißt, er habe selbst das Leder besorgt, nicht gestohlen. Volkstümlicher ist jedenfalls die erste Lesart. Ein deutscher Soldat, der schon lange in einem Etappenort Nordfrankreichs im Quartier liegt, erzählt nun in einem Brief, wie Kameraden dem Heiligen nachahmten. Der Schreiber ist ungehalten wegen des Geschreis gegen deutsche Barbaren. Er erzählt mancherlei kleine Züge, wie gutherzig unsere Soldaten von ihrem eigenen bißchen Habe aus Liebesgaben und von der Nahrungsration an Notleidende austeilen. Und in dieser Umrahmung kommt das Hauptstück: „. . . In diesem Städtchen war während des Weltkriegs, im Dezember 1914, der deutsche Kommandant gezwungen, bei einer Befehlsausgabe darauf hinzuweisen, daß der Korpsschlächterei, die sich hier befindet, 30 Hämmel abhanden gekommen sind. Untersuchung wurde eingeleitet. Wo sind nun diese 30 Hämmel hingekommen? Ganz einfach: die Barbaren haben die Not und das Elend der Bevölkerung dadurch lindern lassen, daß sie ab und zu einen Hammel hießen mitgehen ins Quartier, wo das Vieh dann abgeschlachtet wurde. Die Hausfrau hatte dann für längere Zeit gut zu kochen für die ganze Familie, die aus deutschen Soldaten, französischen Kindern, Frauen und Männern besteht. Das ist doch sicher barbarisch. Der Kommandant war auch barbarisch genug, die gerichtliche Untersuchung so streng zu führen, daß nichts heraus kam. Er wird wohl damit zufrieden sein, daß jetzt keine Hämmel mehr gestohlen werden.“

Eine Gemeinheit der „Daily Mail“ gegen das Eiserne Kreuz. Das englische Hetzblatt „Daily Mail“ veröffentlicht folgendes Epigramm, das sie einer Sammlung ihres Landsmannes W. Davenport Adams entnimmt:

„In ancien times — twas no great loss —
They hung the thief upon the cross,
But now, alas! I say with grief,
They hang the cross upon the thief!“

Auf Deutsch (frei übersetzt):

In alter Zeit, wen gereut's,
Hing man die Diebe an's Kreuz,
Doch heut' aus anderem Triebe
Hängt man das Kreuz an die Diebe!“

Diese gemeine Beschimpfung des Eisernen Kreuzes werden unsere blauen Jungen den Engländern tüchtig heimzahlen!

Ein erstaunter Junge. In einer in Krakau eingetroffenen, in Przemysl erscheinenden „Feldzeitung“ ist ein Brief abgedruckt, den ein gefangen genommener russischer Soldat, Stanislaus Pawlowsky, aus dem 326. Wolhynierregiment, an seine Familie zur Zeit der Belagerung der Festung schrieb, ihn aber nicht mehr absenden konnte. Es heißt in dem Brief:

Przemysl ist die größte Festung der Welt. Da die benachbarten Dörfer eingeäschert sind, müssen wir in Schützengräben, in Wäldern oder auf offenem Felde kampieren. Von der Festung wird fortwährend auf uns geschossen und sie haben so furchtbare Geschütze, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Wenn ein solches Geschoß explodiert, entsteht in der Erde ein so großes Loch, daß man darin unser ganzes Haus verstecken könnte. Die Festung befehligt ein furchtbarer Kommandant, den noch niemand besiegte. Man spricht davon, daß er mit dem Teufel gemeinsame Sache gemacht habe, aber ich glaube eher, daß ihn gute Engel beschützen, da in der Stadt viele Kirchen sind und in einer derselben sich eine ebensolche Wunder-Gottesmutter wie in Czenstochau befindet. Drei Bischöfe verrichten dort fortwährend Gebete. So wie die Schweden Czenstochau nicht erobern konnten, so werden wir Przemysl nicht einnehmen können, denn die Gottesmutter beschützt mit ihrem Mantel diese Festung. Es ist auch eine Sünde, einen solchen Ort zu überfallen.

Alte und neue Zeit. In einem alten Zeitungsblatt vom Jahre 1730 ist folgende aufsehenerregende Meldung aus Dresden zu lesen:

Dresden den 22. Decemb. Dieser Tage ist ein langer junger Mohr über vier Ellen lang hier arrivieret, solchen Se Hoheit der Königliche Cron-Printz nach Hofe kommen lassen, und in Augenschein genommen.

Glückliches Jahrhundert, da die Anwesenheit eines Farbigen in Europa selbst für einen Fürsten zu den erstaunlichsten aller Seltenheiten gehörte! Welch eine prächtige Auswahlsendung „junger langer Mohren“ könnte der Königliche Cron-Printz des Jahres 1730 heutigentags auf den französischen Schlachtfeldern in Augenschein nehmen!

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von der **„Gleichheit“**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, mit den Beilagen „Für unsere Mütter und Hausfrauen“ und „Für unsere Kinder“ ist uns soeben Nr. 11 des 25. Jahrgangs zugegangen.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfg., unter Kreuzband 85 Pfg. Jahresabonnement 2,60 Mk.

Paul Hirsch, „Kommunale Kriegsfürsorge“. Berlin 1915. Buchhandlung Vorwärts. 1. Mk., Vereinsausgabe 50 Pfg. Das neueste Heft in der Sammlung kommunalpolitischer Abhandlungen dürfte seines aktuellen Inhalts wegen weit über die Kreise der städtischen Ehrenbeamten hinaus Interesse beanspruchen. Die Kriegsfürsorge der Gemeinden wird hier zum erstenmale auf Grund amtlicher Unterlagen systematisch dargestellt und kritisch besprochen. Der Verfasser schildert, wie die Gemeinden sich mit den ihnen obliegenden gesetzlichen Verpflichtungen den Familien der Kriegsteilnehmer gegenüber abfinden; er zeigt zugleich aber auch, wo der Hebel anzusetzen ist, um die Not der Familien zu lindern und unsern ihr Leben einsetzenden Vätern und Brüdern die Sorge um die Existenz ihrer Lieben in der Heimat zu nehmen. Weiter erfahren wir aus der Schrift, was über die gesetzlichen Verpflichtungen hinaus die Gemeinden für ihre Angestellten und Arbeiter tun, wie sie sich der Erwerbslosen annehmen, wie sie das Kreditbedürfnis zu befriedigen und den Hausbesitz zu schützen suchen. Auch die Krankenfürsorge und die Fürsorge für die Ernährung werden eingehend behandelt. Den Schluß der Schrift bildet ein besonderer Abschnitt über die Organisation und die Aufbringung der Mittel. Der Verfasser befleißigt sich der größten Objektivität. Ohne in den Fehler derer zu verfallen, die in den Kriegsmaßnahmen Ansätze zum Sozialismus erblicken, verkennt er auf der andern Seite doch nicht den Sieg des sozialen Gedankens, der in einer Reihe von Gesetzen und Beschlüssen kommunaler Körperschaften zum Ausdruck kommt. So wird die Schrift in doppelter Hinsicht wirken, einmal als eine Art Leitfaden für Gemeindeverordnete, zweitens aber auch agitatorisch im Sinne einer von sozialem Geiste durchtränkten und den Sozialismus als Endziel gerichteten Kommunalpolitik. Alle Buchhandlungen halten die Schrift vorrätig.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg